

## **„Unsere Schultern sind für den Himmel da“ Peter Handkes Nobelpreisrede im Kontext seiner Poesie**

*Von Erich Garhammer*

Noch nie ist über Peter Handke so viel debattiert worden wie im Vorfeld der Nobelpreisverleihung. Viele erwarteten bei seiner Nobelpreisrede einen Skandal. Er ist ausgeblieben. Hier soll die Rede von Handke eingeordnet werden in seinen poetologischen Ansatz.

Viele Wandlungen hat der Autor Peter Handke durchgemacht. Vom Provokateur der Publikumsbeschimpfung bis hin zum politischen Provokateur in der Serbien-Frage. Hinter all seinen Provokationen – das wird oft übersehen - steckt die Suche nach einer neuen Sprache.

Als Handke im April 1966 in Princeton von der Gruppe 47 eingeladen wird, steht er auf und durchbricht das Ritual der Selbstspiegelung dieser Gruppe. Er wirft der gegenwärtigen deutschen Prosa eine Art „Beschreibungs-Impotenz“ vor.<sup>1</sup>

In seinem Protest gegenüber der journalistischen Darstellung des Serbien-Konflikts und seine Reise zum Begräbnis von Milošević ging es ihm um eine eigene, nicht vorgestanzte Sprache. „Es war die Sprache, die mich auf den Weg brachte, die Sprache einer sogenannten Welt, die die Wahrheit wusste über diesen Schlächter und zweifellos schuldigen Diktator...Solche Sprache war es, die mich veranlasste, zu meiner Mini-Rede in Požarevac in erster und letzter Linie eine solche Sprache, nicht eine Loyalität zu Slobodan Milošević, sondern die Loyalität zu jener anderen, der nicht journalistischen, der nicht herrschenden Sprache.“<sup>2</sup>

Die Passion für eine eigene Sprache ist das Gesetz seines Schreibens. Handke wird sie zeit seines Lebens über alle anderen Passionen und Gesetze stellen: Über persönliche Beziehungen, über Konventionen der Gesellschaft und über den Mainstream des Journalismus. Dahinter steckt für ihn eine Berufung mit Selbstverausgabung, geradezu eine Obsession und Verpflichtung.

Zum ersten Mal hat er das während der Tätigkeit eines Studentenjobs gespürt. Er hat diesen Job gewählt, um sich sein Studium finanzieren zu können. Zum Studium der Rechtswissenschaft hatte ihm sein Deutschlehrer geraten, weil er sich damit in einer Art Brotberuf sein Schriftstellerdasein verdienen könne. Doch für Handke ist eine solche schizophrene Existenz nicht denkbar; er kann nur leben in der Selbstverausgabung für eine Arbeit, die das Leben „kostet“. Die

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu die Handke-Biographie von Malte Herwig, *Meister der Dämmerung. Peter Handke. Eine Biographie*, München 2011, 142.

<sup>2</sup> Ebd., 250f.

Professoren an der Uni dagegen empfand er als uninspiriert, sie ergingen sich in geistlosen Repetitionen.

So stößt er sich künftig an allen Berufsgruppen, die für Sprache zuständig wären, aber zum Trivialisieren neigen.

*Konvertit vom sprachlichen Experimentator zum Sprachmystiker*

Peter Handke, ein Konvertit vom sprachlichen Experimentator zum Sprachmystiker, schreibt in der „Geschichte des Bleistifts“: „Wenn die Prediger doch Sprache hätten (Sprache: Autorität). Ich will die andere Sprache! Erst durch das Leiden an der Form gewinnt die Seele Geist. Dieser gibt jener die Autorität: die Feuerzunge.“<sup>3</sup> Die pfingstliche Feuerzunge ist für Handke das Ineinander von Seele und Geist: nur wo die Anstrengung um die Sprache, das förmliche Leiden an ihr und das leidenschaftliche Arbeiten mit ihr einen Platz haben, dort ereignet sich auch heute noch die Herabkunft der pfingstlichen Feuerzungen.

Die Bibel als inspirierte Schrift ist für eine solche Sprachschulung durchaus geeignet. In seinen Aufzeichnungen „Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettelungen“ aus dem Jahre 1992 steht folgendes Fragment zur Heiligen Schrift: „Seiner Form, seines Rhythmus, seines Tonfalls nach: ein Buch aus der Nacht der Zeiten. Das trifft zu, und zugleich kann der Leser unserer Tage, der von heute, in der Bibel, Buch für Buch, seine eigene Geschichte lesen, wie in keinem anderen Buch: er kann sie da entdecken, dann sie verstehen, dann sich ihr stellen. Der Leser ist der tragikomische Held aller der biblischen Geschichten; nicht bloß der Geschichten, sondern auch der Liebesgedichte, wie im Hohenlied, und der Hilferufe, wie immer wieder in den Psalmen. Du, Leser, hast den ersten Farbaugenblick gelebt in Eden, und du wirst jene schwarzen und schwärzeren letzten Momente erleben, dein Mund voll Essig (und Ärgerem), wo du aufschreien wirst mit der Frage, warum dein sozusagen allmächtiger Vater dich verlassen hat. Deswegen ist die Bibel für den Leser ein entsetzliches, gefährliches Buch: er ist gezwungen, zu sehen, wie es, in der Tiefe, mit ihm steht, dem Sterblichen. Verlorener Sohn, der sich in Sicherheit fühlt, weil ihm der Vater für einmal verziehen hat – ihm sogar ein Fest bereitet hat. Aber danach, auf dem Kreuz, wo ist er, mein Vater und sein versprochenes Fest? Die Bibel kann in ihrem Leser das äußerste Grauen erwecken: ah, dieser Verrückte, der sich für Gott hält, unsterblich; dieser Wehleidige, welcher in der Allmacht seines Vaters, und dass der ihm gleich zu Hilfe kommen wird; dieser sogenannte Gottessohn, der kriecht unter Geheul wie ein herrenloser Hund – das alles, das bin ich selber, ich, der das liest. Du, der heutigen Tages die Bibel liest: Achtung, Todesgefahr! Oder Lebensgefahr? Beseelende Gefahr?

---

<sup>3</sup> P. Handke, Die Geschichte des Bleistifts, Salzburg 1982,165

Begeisternde Gefahr, seit jener Nacht der Zeiten? Heilsame Gefahr? Heilsgefahr?“<sup>4</sup>

In der Lektüre der inspirierten Schrift wird der Leser zum inspirierten Leser: auch sein Leben spielt sich ab zwischen Paradies und Kreuz, zwischen Ekstase und Verlassenheit. Bei der Lektüre der Bibel droht Lebensgefahr, die zur Heilsgefahr wird. Damit meint Handke, dass die Bibel die Banalität des Lebens durchbricht und es in eine Dramatik von Schuld und Scheitern, aber auch von Verlorenheit und Erlösung einspannt.

### *Homilie gegen die Hoffnungslosigkeit*

Diese Dramatik des Lebens kommt in dem dramatischen Gedicht „Über die Dörfer“ von Peter Handke gut zum Ausdruck. Man hat es eine „Homilie gegen die Hoffnungslosigkeit“ genannt.

Die Hauptgestalt des dramatischen Gedichts, Gregor, ist in die Enge seines Dorfes zurückgekehrt: er muss erkennen, dass das Dorf nicht mehr sein Dorf ist, es ist ihm nicht mehr Heimat. Er fühlt sich zwar vertraut mit den Bewohnern des Dorfes, aber es entsteht keine Nähe, eher Distanz.

Als neues Gesetz im Dorf gilt das Haben und das Besitzen: „Am Abend setzen wir uns die Kassenbrille auf und studieren die Heilige Schrift. Wir küssen an den Gesichtern der unwilligen fremden Frauen vorbei. Wir binden uns die Krawatten um als Trauzeugen ... wir sind unseren Kindern gegenseitig die Taufpaten und für einander die Sargträger. Aber wir sind keine Freunde. Wir liegen, jeder für sich, mit dem Gesicht zur Bretterwand und spüren dahinter nachtlang das Atmen des Kollegen, der nebenan wie wir mit dem Gesicht zur Bretterwand liegt“<sup>5</sup> Diese Aussage von Hans, dem Bruder Gregors, einem Bauarbeiter, bringt das Leben der Menschen auf den Punkt: der Lohnzettel ist zur Heiligen Schrift geworden, die Sakramente stiften keine Beziehung mehr, sondern sakralisieren die Fremdheit, die Liebe, von der zwar häufig die Rede ist, ist ein Amalgam aus Gier und schneller Befriedigung.

Der Alltag der Menschen ist grundiert von Verzweiflung: Diese Situation wird mit der Kreuzigung Jesu in Zusammenhang gebracht, allerdings ist auch diese Analogie negativ zugespitzt: „Im Essigschwamm ist nicht einmal mehr Essig.“<sup>6</sup> Und: „Die Seitenwunde stinkt“.<sup>7</sup> Dort wo Menschen nur noch an ihren Besitz denken, vom Haben geprägt sind, fließt aus der Seitenwunde nicht mehr Blut und Wasser, sie ist zur Kloake geworden.

In diese Situation hinein hält Nova ihre „Predigt“. Diese ist getränkt mit biblischen Sprachspuren: Vor den Spöttern wird gewarnt. „Laßt ab von dem Zweitgeschwätz und bietet unseren Nachkömmlingen nicht das Teufelsprofil ...

<sup>4</sup> P. Handke, *Langsam im Schatten. Gesammelte Verzettlungen 1980-1992*, Frankfurt/M. 1992, 123f.

<sup>5</sup> P. Handke, *Über die Dörfer, Dramatisches Gedicht*, Frankfurt/M 1984, 41.

<sup>6</sup> Ebd. 106.

<sup>7</sup> Ebd. 107.

Und verachtet die unernsten Spötter ... erst die Dankbarkeit gibt den Blick in die weite Welt.“<sup>8</sup>

In dieser Predigt dominiert die Handke'sche poetologische Weltsicht: sie führt weg vom Zweitgeschwätz hin zur Primärerfahrung und will eine neue Verbindung sowohl zur Natur als auch zum offenen Himmel stiften.

Es ist keine Publikumsbeschimpfung mehr, sondern eine Publikumsermutigung: „Ja, überliefert form-sehnsuchts-durchdrungen die heile Welt – das Hohnlachen darüber ist ohne Bewusstsein.“<sup>9</sup> Dies ist allerdings kein heile Welt-Plädoyer, sondern eine Sehnsucht nach dem Göttlichen mitten im Alltag und in der Krise: „Es gibt den göttlichen Eingriff, und ihr alle kennt ihn. Es ist der Augenblick, mit dem das Drohschwarz zur Liebesfarbe wird, und mit dem ihr sagen könnt und weitersagen sollt: Ich bin es.“

Dieses „Ich bin es“<sup>10</sup> deutet das Bedrohliche, das „Tremendum“, zugleich als „Fascinatum“ der Gottespräsenz. Dabei ist es Handke wichtig, die Wirklichkeit nicht positivistisch sakral aufzuladen, sondern das Heilige als das unausgesprochen Beseelende der Wirklichkeit wahrzunehmen, nicht als pure Eindeutigkeit.

In seinen Aufzeichnungen „Am Felsfenster morgens“ (Salzburg 1998) steht die von ihm so genannte „absichtslose Parabel“ „Schon lange hatte ich die Vorstellung, die verschiedenen getönten gelb-rot-braunen Dachziegel der ... Häuser bildeten eine Art von Schrift. Und dann kam einmal der Anblick der aus Ziegeln gebildeten Aufschrift IHS auf dem Dach einer Kirche ... Nun hatte ich also die schon lange geahnte Schrift klar vor mir, eindeutig, leserlich. Und gerade das fand ich da, angesichts zugleich all der schön unentzifferbaren anderen Schrift auf den andern, nicht-kirchlichen, profanen Dächern im Umkreis als zu viel, als unangemessen. Die beiden Schriften, die schön unleserliche, geheimnisvolle, auf den Nachbardächern, und die eine, deutliche, auf dem Kirchendach, sah ich als eine zeitgemäße oder vielleicht auch ewige Parabel für das Verhältnis von Kunst und Religion: Die Kunst, das war die vielfältige Geheimschrift, die ‚ausformulierte‘ Religion war der eine Schritt zu viel – für mich Leser jedenfalls – hin zur behaupteten Eindeutigkeit.“<sup>11</sup>

Handke will bei aller Präsenz des Religiösen eine Übereindeutigkeit vermeiden. Denn dadurch wäre das Religiöse wieder eingesperrt und ghettoisiert. Es soll vielmehr das Leben grundieren und inspirieren. In seinen erwähnten Aufzeichnungen macht er den Versuch, die Sprache, die allzu verbraucht ist, neu zu buchstabieren, neu zu beseelen. Er sucht Verben für bestimmte Erfahrungen: er ist auf der Suche nach einer geistbeseelten Sprache. So heißt es etwa: „Verb

---

<sup>8</sup> Ebd. 112.

<sup>9</sup> Ebd. 116.

<sup>10</sup> Ebd.118.

<sup>11</sup> P. Handke, Am Felsfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982-1987), Salzburg 1998,508.

für den Knieenden: er ‚denkt weiter‘.<sup>12</sup> Religion und Ratio sind für ihn keine Gegensätze.

*Nobelpreisrede in Stockholm: ein franziskanischer Sonnengesang*

In seiner Nobelpreisrede in Stockholm greift Handke auf das dramatische Gedicht „Über die Dörfer“ zurück. „Spiele das Spiel. Sei nicht die Hauptperson. Such die Gegenüberstellung. Aber sei absichtslos. Vermeide die Hintergedanken. Verschweige nichts. Sei weich und stark. Laß dich ein und verachte den Sieg. Beobachte nicht, prüfe nicht, sondern bleib geistesgegenwärtig bereit für die Zeichen. Sei erschütterbar. Zeig deine Augen, wink die andern in die Tiefe, Sorge für den Raum und betrachte einen jeden in seinem Bild. Entscheide nur begeistert. Scheitere ruhig. Vor allem hab Zeit und nimm Umwege. Überhör keinen Baum und kein Wasser. Kehr ein, wo du Lust hast, und gönn dir die Sonne. Vergiß die Angehörigen, bestärke die Unbekannten, bück dich nach Nebensachen, weich aus in die Menschenleere, pfeif auf das Schicksalsdrama, zerlach den Konflikt. Beweg dich in deinen Eigenfarben, bis du im Recht bist und das Rauschen der Blätter süß wird. Geh über die Dörfer.“

Fast ist es, als hätte Handke diesen Text der „Nova“ aktuell für alle seine Kritiker geschrieben: zerlach den Konflikt, vertrau den Eigenfarben.

Um dann mit Franziskus einen Sonnengesang anzustimmen: „Die Verneigung vor der Blume ist möglich. Der Vogel im Gezweig ist ansprechbar. So sorgt in der mit künstlichen Farben fertiggemachten Welt für die wiederbelebenden Farben einer Natur. Das Bergblau *ist* – das Braun der Pistolentasche ist nicht; und wen oder was man vom Fernsehen kennt, das kennt man nicht. Unsere Schultern sind für den Himmel da, und der Zug zwischen der Erde und ihm läuft nur durch uns.

Geht langsam und werdet so selber die Form, ohne die keine Ferne Gestalt annimmt.“

---

<sup>12</sup> Ebd. 73.